

Die württembergische Landwirtschaft zu Beginn des 19. Jahrhunderts

Rückschau aus Anlaß der 175. Wiederkehr des Gründungstags der Universität Hohenheim
am 20. November 1993

Dr. Klaus Herrmann



König Wilhelm I. von Württemberg
(1781-1864).

Von den Württemberger Bauern als »König
unter den Landwirten« verehrt.

Will man eine Bestandsaufnahme der württembergischen Landwirtschaft zu Beginn des 19. Jahrhunderts und eine Würdigung ihrer Entwicklung während der Jahrzehnte bis etwa 1840 vornehmen, so sieht man sich vor einige Schwierigkeiten gestellt. Die Statistik, die man mit ihren Daten gerne als Rahmen für die Analyse bemüht hätte, liefert nicht die Informationen, die aussagekräftig genug und repräsentativ sind. So muß man froh sein, feststellen zu können, daß sich – bedingt durch die territorialen Veränderungen im Zuge der Napoleonischen Kriege – das Territorium des Herzogtums Württemberg von im Jahr 1802 = 8 000 qkm bis zum Jahre 1812 auf 19 000 qkm mehr als verdoppelt hat. Auch, was die Bevölkerungszahl anbelangt, machte Württemberg im gleichen Zeitraum einen großen Sprung nach vorn. Statt rund 670 000 Württembergern zu Jahrhundertbeginn lebten im Jahre 1812 annähernd 1,4 Mio. Menschen im größer gewordenen »Ländle«, das 1806 politisch zum Königreich aufgewertet worden war.

König Friedrich I., seit 1797 im Amt, sah in der Rangerhöhung zu Recht eine Anerkennung seines großen politischen Geschicks, das – etwa im Umgang mit Napoleon – allgemeine Anerkennung fand. Für die Landwirtschaft des Landes aber war die Lage durch die Gebietsveränderungen nicht einfacher geworden. Da standen nun die traditionellen Realteilungsgebiete Altwürttembergs mit ihren Zwergwirtschaften neben den Anerbengebieten Neuwürttembergs mit ihren mittel- bis großbäuerlichen Betrieben. Herrschte hier auf der bis ins extrem parzellierten Flur die »Spatenkultur« vor, so bestimmten dort, beispielsweise in Oberschwaben, stolze Roßbauern das Bild der Landwirtschaft. Nein, einheitlich fällt eine Situationsbeschreibung für die württembergische Landwirtschaft im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts keineswegs aus und entsprechend ungleich waren auch schon damals die Produktionsbedingungen und Erträge der Bauern im Lande.

Allgemein dominierte in Württemberg die Dreifelderwirtschaft mit der Folge Sommergetreide, Wintergetreide und Brache. Noch 1841 kam letztere als Schwarzbrache in $\frac{3}{4}$ aller Dorffluren zur Anwendung. Fehlende Feldwege und der damit einhergehende ausgeprägte Flurzwang trugen mit dazu bei, die Bauern an der seit Jahrhunderten überkommenen Wirtschaftsweise festhalten zu lassen. Noch Mitte des 19. Jahrhunderts galt für

Württemberg die Relation von 7:1 für gebundenes, also dem Flurzwang unterworfenen Ackerland, gegenüber frei bestellter Flur. Sicher, vereinzelt Bemühungen um eine Verbesserung der Dreifelderwirtschaft durch Besömerung der Brache mit Klee, Esparsette und anderen Futterpflanzen sowie die damit einhergehende Stallviehhaltung gab es schon vor der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, allein sie blieben regional begrenzt. Eine Vorreiterfunktion nahm hier insbesondere das Hohenloherland ein, welches 1806 Teil des Königreichs Württemberg geworden war. Dank Johann Friedrich Mayer, zwischen 1745 und 1798 Pfarrer in Kupferzell, hatten die Bauern im Gebiet zwischen Künzelsau und Öhringen früher als andernorts begriffen, daß die Überwindung der Dreifelderwirtschaft, die Aufhebung des Flurzwangs, die Düngung des Bodens mit Gyps und Mergel sowie die ganzjährige Stallfütterung der Tiere ihren Betrieben zum Vorteil gereichte. Der Mastochsenexport bis weit nach Frankreich hinein brachte den Hohenlohern gutes Geld, doch die Wirkung ihres Vorbildes blieb in Württemberg beschränkt. Ursächlich dafür war nicht zuletzt König Friedrich I. und seine Regierung. Anstatt den Bauernstand zu fördern, galt das Interesse dem Lavieren zwischen den Großmächten Frankreich, Österreich und Rußland. Wo aber mit Kaiser und Zar verhandelt wurde, da standen die Nöte der Bauern hinten an, auch wenn sich ihr Anteil an der württembergischen Gesamtbevölkerung auf gut und gerne 75 Prozent belief.

Hinzu kam, daß Friedrich I. zeitlebens ein leidenschaftlicher Jäger war. Nicht, daß nach Art eines fairen Waidmannes durch Feld und Flur gepirscht wurde, nein, Friedrichs Jägerei entsprach in allem einem Massenspektakel, zu dem nicht selten bis zu 7 000 Mann aus dem ganzen Land zusammengeholt wurden. Als Treiber hatten die Bauern in Wahrnehmung der Jagdfrohne das Wild in Rudeln so vor die Büchsen des Hofstaates und seiner illustren Gäste zu treiben, daß die Tiere in einer gewaltigen Knallerei zu Strecke gebracht wurden. Konkurrierten die Interessen der Bauern mit denen des der Jagd frönenden Hofstaates, so zogen in der Amtszeit Friedrichs I. die Landwirte stets den kürzeren. Notwendig zu erledigende Feldarbeiten galten, war man als Treiber eingeteilt, ebenso wenig als Entschuldigungsgrund, wie Feld- und Flurschäden durch überreichlich vorhandenes Wild, wünschte man eine Entschädigung. Für

Friedrich I. galt im Umgang mit den Bauern in jeder Beziehung der absolute Anspruch: »Was für den Staat gut ist, bestimme ich und sonst niemand«. Klagen einfacher Leute störten ihn wenig.

Dabei spürte Friedrich I. durchaus, daß die Zeit für Neuerungen in der Landwirtschaft reif war. Wie sonst hätte er im Jahre 1808 eine Reise zum nördlich Bern gelegenen Hofwyl unternommen, um Philipp Emanuel von Fellenberg einen Besuch abzustatten. Seine Aufmerksamkeit galt insbesondere dem im Jahre 1807 neueröffneten landwirtschaftlichen Lehrinstitut des Schweizer Agrarreformers, das sich binnen kurzem einen Namen als »Laboratorium und Experimentierplatz der Agricultur« erwerben konnte. In ihm wurden »gebildete Zöglinge aus den höheren Ständen auf eine bessere, rationellere Verwaltung ihres Gutsbetriebs vorbereitet«, was Friedrich I. zweifellos mit Interesse, aber ohne konkrete Folgen für sein eigenes Land zur Kenntnis nahm.

So änderte sich in der Amtszeit Friedrich I. wenig an der traditionellen Form der württembergischen Landwirtschaft. Mehr noch, statt Neuerungen zu fördern, litt man auf dem Lande in mannigfacher Weise unter den Auswirkungen der Napoleonischen Kriege. Quartiergewährungen, Naturalabgaben und Vorspannleistungen für durchziehende Truppen schmälerten in nahezu jedem Dorf, auf beinahe jedem Hof, die ohnehin bescheidenen Erträge der landwirtschaftlichen Arbeit. Auch nahmen Flurschäden und Diebstähle im Zuge der häufigen Truppenbewegungen ein zuvor nicht gekanntes Ausmaß an. Das Wort von der »Franzosenzeit« machte die Runde und galt als synonym für Unruhe, Ungerechtigkeit und verminderte Lebensqualität. So mußte nicht mehr viel geschehen, um die verbreitete Unsicherheit auf dem Lande in eine Krise der Landwirtschaft umschlagen zu lassen.

Da setzte im Jahre 1811 ein Zeitabschnitt mit mehreren aufeinanderfolgenden schlechten Ernten ein. In einer Crailsheimer Chronik heißt es unter anderem: »Der Sommer 1811 war sehr heiß und gewitterhaft allerwegen, im Ellwängischen und Hällischen sowie im Württembergischen, im Anspächischen und in Franken schlug der Hagel alles darnieder«. Was aber trotz der Unwetter geerntet werden konnte, kam keineswegs den Menschen im Lande zugute. Große Mengen Korn mußten nach Frankreich exportiert werden, so daß die in besseren Zeiten angesammelten Vorräte der über das Land verteilten Fruchtkästen und Kornhäuser spürbar abnahmen.

Kaum besser sah die Situation im Jahre 1812 aus. In einer Notiz aus Laichingen auf der Alb heißt es dazu: »Die Gerste ist

schön gestanden, aber Roggen und Korn gab es viel weniger. Desgleichen sind die Erdbirn nicht geraten«. »Getreide und Kartoffeln schlecht« würde man heute zu einer solchen Lage sagen und berücksichtigt man die erneut fällig gewordenen Nahrungsmittellieferungen an die verschiedenen Heere, dann fiel die Nahrungsmittelbilanz des Jahres 1812 ebenfalls negativ aus.

Noch unmittelbarer bekamen die Württemberger das Kriegsgeschehen im Jahre 1813 zu spüren. In großer Zahl zogen Soldaten der verschiedenen Nationalitäten durch das Land in Richtung Westen. Sie requirierten nach Gutdünken; auch Wagen, Karren und Tiere waren vor ihnen nicht sicher. Dabei war viel ohnehin nicht mehr vorhanden und die Ernte des Jahres ließ wiederum zu wünschen übrig. Schließlich war der Sommer 1813 mehr naß und kalt, denn warm gewesen, so daß die Nahrungsmittelvorräte weiter abnahmen. Für die geplagten Menschen im Lande aber bedeutete dies noch nicht das Ende des Schreckens. So stieg 1814 die Zahl der zu verpflegenden Soldaten nochmals an und daß diese im Verlaufe des sich hinziehenden Krieges immer weniger zimperlich wurden, läßt sich leicht nachvollziehen. In einer zeitgenössischen Handschrift heißt es: »... Und waren die Russen und Franzosen doch schlimme Menschen, denen Weiblichen gefährlich und unersättlich im Essen und Trinken«. Zu allem Ungeschick befriedigte die Getreideernte erneut nicht. Gering, wie sie ausfiel, reichte sie nicht hin, um die bescheidensten Bedürfnisse des Landes, seiner Bevölkerung und der Soldaten zu erfüllen. Dabei fehlte nicht nur Getreide. Als kaum weniger schmerzlich wurde der verbreitete Mangel an Wein und Beerenobst empfunden, was sich insbesondere auf die allgemeine Stimmung als nachteilig auswirkte.

Brachte das Jahr 1815 mit der Niederlage Napoleons bei Waterloo und dem Wiener Kongreß auch die Erfüllung vieler politischen Wünsche, für die württembergischen Bauern änderte sich nur, daß die unfreiwillige Abgabe von Naturalien und Transportmitteln an die Soldaten entfiel. Sie bestellten weiterhin die Flur und ernteten bei anhaltend schlechter Witterung wenig genug. So setzten sie alle Hoffnung auf das Jahr 1816, das als Neuanfang gewertet wurde. Doch die Hoffnungen trogen! Der Laichinger Chronist notierte: »Schon im Januar, mehr noch im Februar ist es heiß gewesen als bei der ärgsten Sommerhitze und es donnerten Wetter am Himmel als wie um Jacobi«. Genau umgekehrt präsentierte sich dagegen der März. Nun regnete es, daß nicht wenige gottesfürchtige Bauern glaubten, die Sintflut sei gekommen. Aus Blaubeuren gelangte die Nachricht nach Stuttgart, der Blautopf siede und strudele,



Königin Katharina von Württemberg (1788-1819).

Schwester des Zaren Alexander I. von Rußland und zweite Gemahlin König Wilhelm I. von Württemberg. Förderin der württembergischen Staatswohlfahrt.

als wenn höllisches Feuer unter ihm brennen würde. Ein kalter Ostwind am 25. März ließ die Menschen sagen: »Wind an Mariae Verkündigung, bläst Hunger und Teuerung«. Und gerade so ging es das ganze Jahr 1816 weiter. »Klimakatastrophe« würde man heute zu der das ganze Jahr über anhaltenden ungewohnten Abfolge von Hitze, Kälte, Hagel und Gewitter sagen, früher war man schicksalsergebener, man beließ es bei allerorten abgehaltenen Betstunden und Fürbitten. Den Bauern indes half das eine so wenig wie das andere. Ihr Getreide blieb grün oder faulte auf dem Halm, auch blieben die Trauben klein wie Linsen. Dort aber, wo zu aller Überraschung das Korn doch noch reif wurde, da waren die Mäuse schneller als die Menschen. So blieben die Menschen auf den Verzehr von Kartoffeln angewiesen, die durch früh einsetzenden Frost allerdings selbst für Schweine kaum genießbar waren. Knütze Kartoffeln aber verursachten bei unterernährten Menschen Ruhr, woran nicht wenige Menschen starben. Leidtragende dieser Situation aber waren insbesondere alte Menschen, Kranke und Kinder. Auch am Vieh ging die Not nicht spurlos vorüber. Rinder und Schweine verendeten in beachtlicher Zahl oder mußten notgeschlachtet werden, weil das Futter nicht ausreichte. Damit aber liegt das Fazit des Landwirtschaftsjahres 1816 auf der Hand: Getreide, Kartoffeln, Futtergewächse, Wein und Obst – kurzum alles hatte sich als Fehlschlag erwiesen – die Ernte fiel bescheidener denn je zuvor aus!

Auf den Märkten des Landes spiegelte sich dieser Mißstand sogleich wider. Die Preise für Nahrungsmittel schnellten in die Höhe und erreichten zuletzt eine selbst für das wohl-situierte Bürgertum kaum mehr bezahlbare Höhe. Steigerungen auf das Vier- bis Fünffache aber riefen Händler auf den Plan, die aus der Not der Menschen zusätzlichen Gewinn ziehen wollten. Sie spekulierten auf weiter steigende Preise und verminderten durch Aufkäufe das Nahrungsmittelangebot zusätzlich, bis sich aus den anhaltenden Mißernten heraus die große Hungersnot in Württemberg entwickelte.

Die Reaktionen der Menschen fielen eindeutig aus. Hier wurden Wurzeln ausgegraben, um Gemüse daraus zu kochen, dort trank man einen Absud von Heublumen als Tee. Auch wurden Vogelwicken gemahlen, gekocht und Brot daraus gebacken. In der Löwensteiner Chronik wird berichtet, daß Brot aus Kleie und Mehlstaub hergestellt wurde, während andernorts Kleiensuppe mit Holzmehl ange-dickt zum Verzehr gelangte. »In der Not frißt der Teufel Fliegen«, heißt es im Volksmund – 1816 traf dies auf die Württemberger zu, ohne daß sie deshalb zu Teufeln geworden wären. Akademische

Spitzfindigkeiten konnten da zur Überwindung der Not nicht ausbleiben. Der Tübinger Professor Autenrieth verfaßte für seine Landsleute eine »gründliche Anleitung zur Mehl- und Brotbereitung aus Holz«, während Pfarrer Fauler aus Heudorf (Amt Riedlingen) mit einer »deutlichen Anleitung« aufwartete, wie »auf die leichteste und un-kostspieligste Art gutes und geschmackvolles Erdbirn- und Rübenbrot« zu backen sei. Daß außerdem an vielen Orten des Landes Hunde- und Katzenfleisch verzehrt wurde, unterstreicht nur den Ernst der Lage, der in letzter Konsequenz zu Hungertyphus und Verhun-geren führte.

Friedrich I. und seine Regierung sahen die Not, allein ihre Maßnahmen zur Besse- rung blieben bescheiden. In genau 10 Fäl- len, nicht mehr und nicht weniger, griff man 1816 helfend ein, indem Getreide an besonders betroffene Gemeinden, so nach Altshausen, Blaubeuren, Freuden- stadt und Weinsberg, abgegeben wurde. Diese Maßnahmen fielen viel zu beschei- den aus, da war sich der württembergi- sche Landtag einig. Doch der König war nicht der Mann, der sich von hungernden Frauen und Kindern übermäßig beein- drucken ließ.

Da verstarb am 30. Oktober 1816 nach kurzer Krankheit der Monarch, der vom Volk wohl respektiert, nie aber wirklich geliebt worden war. Er machte den Thron frei für seinen 1781 geborenen Sohn Friedrich Wilhelm Karl, fortan nur noch Wilhelm I. genannt. Die Beziehungen zwi- schen Vater und Sohn waren schon seit Jahren alles andere als gut gewesen. In vielem standen sie in strikter Opposition zueinander, so unter anderem in den mei- sten Fragen, die Bezug zur Landwirtschaft hatten. Was Friedrich durch weitgehende Untätigkeit hatte zur Krise werden lassen, nahm Wilhelm nur eine Woche nach Amtsantritt beherzt in Angriff. Er verfügte am 8. November 1816 eine kgl. General- verordnung »zur Beruhigung unserer Untertanen und zur Sicherstellung ihrer Bedürfnisse«. In ihr wurden unter ande- rem die Einfuhrzölle für Lebensmittel mit sofortiger Wirkung aufgehoben, den Kornhändlern das Geschäft eingeengt und die Verwendung von Kartoffeln zur Branntweinbrennerei untersagt. Auch entsandte Wilhelm umgehend einen Mi- nister in die Niederlande, nach Hamburg und ins Baltikum, um dort Getreide für die hungernde Bevölkerung aufzukaufen.

Nach anfänglichen Mißerfolgen hatte diese Aktion ab Frühjahr 1817 Erfolg. Über den Stapelplatz Heilbronn kamen viele zigtausend Scheffel Getreide und Hülsenfrüchte ins Land und wurden den einzelnen Oberämtern zur Verteilung an die Bevölkerung zugewiesen. Die Absicht der Angebotsvermehrung setzte Zeichen, allein die einfachen Leute blieben zu-

nächst unberührt. Im Dezember 1816 erfolgte deshalb die Einrichtung von Speiseanstalten, die Suppen an Arme und Bedürftige abzugeben hatten. Die Verköstigung von Staats wegen erfolgte aber keineswegs als einseitige Maßnahme. Ihr lag vielmehr das Prinzip der Gegenseitigkeit zugrunde, hatten die Bedürftigen doch zuvor bei öffentlich sinnvollen Einsätzen, so im Straßenbau, in der Forst- und der Landwirtschaft, mitzuarbeiten. Die Speiseanstalten gingen also einher mit der Einrichtung von Beschäftigungsanstalten, beide gehörten, wenn man so will, zusammen wie die zwei Seiten einer Medaille und wurden so zur Keimzelle der württembergischen Wohlfahrtsvereine, um deren Errichtung sich Königin Katharina in besonderer Weise verdient gemacht hat.

Inmitten der größten Not, im Januar 1817, kam eine weitere Maßnahme König Wilhelms I. zum Tragen, hinter der – wie es heißt – vor allem der Geheime Hofrat Dr. Cotta stand. Die Gründung einer staatlichen Hilfskasse zielte auf die Landwirtschaft treibende Bevölkerung ab, die aus den Händen unerbittlich agierender Geldvermittler befreit werden sollte. In der Tat hatten die mehrjährigen Mißbernten viele Bauern in finanzielle Nöte gestürzt. Konkurse und Hofversteigerungen waren an der Tagesordnung. Hier also setzte die neue staatliche Hilfskasse an. Zu niedrigen Zinsen gab sie Darlehen an solche Bauern ab, die landwirtschaftliche Produktionsmittel, allen voran Saatgut, erwerben wollten. Gleichzeitig ließ Wilhelm aus den herrschaftlichen Fruchtkästen das noch einlagernde Saatgut abgeben, wobei nur von den Gemeinden des Landes bestätigte Bauern als Käufer in Erscheinung treten durften.

Der Handel beklagte diese Maßnahmen sehr, doch die endlich wieder mit großem Elan betriebene Frühjahrsbestellung des Jahres 1817 gab den königlichen Aktivitäten Recht. Auf verbreitete Zustimmung im Volk stieß auch die am 10. Juni 1817 angeordnete »allgemeine Aufnahme sämtlicher Lebensmittel«. Sie sollte Klarheit über die tatsächlichen Lebensmittelvorräte im Lande schaffen und war zudem verbunden mit der Festsetzung von Höchstpreisen. Letzteres kam einer möglichen Getreidespekulation zuvor, lohnte sich doch der in den Vorjahren häufig praktizierte »Ab-Halm-Verkauf« ganzer Felder nicht mehr. Endlich wurde wieder geerntet und in die Scheuern eingefahren, was die Bevölkerung dankbar zur Kenntnis nahm. Als Ende Juli/Anfang August 1817 im ganzen Land, von Aalen über Stuttgart bis nach Oberschwaben, die ersten Garbenwagen eingeholt wurden, geschah dies im Rahmen feierlicher Prozessionen mit Dankgebeten und Lobpreisungen. Merksprüche wie »Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten« oder »Herr,

gib uns täglich Brot, aus Gnaden immerdar, vor Mangel theurer Zeit, uns fernhin bewahr« standen auf den von tanzenden und singenden Menschen begleiteten Erntewagen. »Gott sei Lob und Dank gesagt, der König hat geholfen«, hieß es allerorten angesichts der guten Ernte, die dem Hunger in Württemberg ein rasches Ende bereitete. Aber nicht nur die Macht des Hungers war gebrochen. Die Regierung setzte vielmehr noch am 11. August 1817 »alle die Sonderbestimmungen und Maßnahmen wieder außer Kraft, die im Verlauf der Theuerungsjahre erlassen worden waren«. Das binnen weniger Monate aufgebaute umfangreiche Geflecht staatlicher Maßnahmen blieb – und da liegt sicher ein nicht zu unterschätzender Unterschied zu politischen Maßnahmen der Gegenwart – nur solange bestehen, wie es unbedingt notwendig war.



Ohne tiefgreifende Konsequenzen sollte die Hungersnot von 1816/17 aber dennoch nicht bleiben. Man hatte begriffen, daß neuartige Institutionen und Instrumente geschaffen werden mußten, sollten Agrarkrisen, wie die soeben überwundene, zukünftig ausbleiben. Der Gründung eines Landwirtschaftlichen Vereins hatte kein Geringerer als Friedrich List beizeiten das Wort geredet und tatsächlich griff Wilhelm I. mit Anordnung vom 30. Juni 1817 den Vorschlag auf. Unter der Leitung von August von Hartmann, ehemals Professor der Kameralistik an der Karlsruhschule und nun Präsident der Oberrechnungskammer, etablierte er die Zentralstelle für Landwirtschaft als Staatsanstalt, deren Aufgabe darin bestand, die Mißstände der württembergischen Landwirtschaft zu erfassen und Vorschläge für ihre Überwindung zu erarbeiten. Eine erste Bestandsaufnahme der Zentralstelle noch im August 1817 ergab, daß vor allem verödete Waldflächen, die Allmende und die Brache die Ergebnisse der Landwirtschaft negativ beeinflussten. Daneben aber – so hieß es in der Enquete – sollte erkannt werden, daß

Aus Dankbarkeit für die Überwindung der Hungersnot wurden 1817 in ganz Süddeutschland festlich geschmückte Garbenwagen eingeholt.



Preisverteilung an erfolgreiche Pferdezüchter auf dem Cannstatter Volksfest.

»nicht die Gewinnung der größtmöglichen, sondern zugleich der nützlichsten Produktenmasse« anzustreben sei. Auch vermißte die Zentralstelle die Existenz eines »leistungsfähigen Pächterstands« im Lande, der sich in anderen deutschen Staaten mehr und mehr als Motor für den landwirtschaftlichen Fortschritt erwiesen hatte. Mit der Gründung eines »Vereins zur Bildung und Verbreitung der landwirtschaftlichen Industrie« verband die Zentralstelle die Absicht, vermehrt dynamisch denkende und entsprechend handelnde private Kräfte in den Dienst der fortschrittlichen Landwirtschaft zu stellen. Daß allerdings nicht alle Hoffnungen sogleich Wirklichkeit wurden, belegen die nur zögernd sich bildenden landwirtschaftlichen Lokal- und Regionalvereine. Bis zum Jahr 1838 stieg ihre Zahl auf nur 14 an, zu wenig, wie man fand, um privates Engagement flächendeckend zu erfassen.

Größere Resonanz bei den Bauern im Land als das landwirtschaftliche Vereinswesen fand das am 17. Januar 1818 von Wilhelm I. ins Leben gerufene »Landwirtschaftliche Fest«. Alljährlich am Geburtstag des Königs, dem 28. September, sollte es stattfinden und dazu dienen, »die besten Produkte der Landwirtschaft« auszuzeichnen. Beabsichtigt war die Abhaltung eines Viehmarktes mit Verteilung staatlicher Prämien, der zugleich mit einem Volksfest verbunden sein sollte. Als Vorbild diente das Münchener Oktoberfest, das sich seit seiner Schaffung im Jahre 1810 als landwirtschaftliche Leistungsschau beachtlicher Popularität erfreute. Wie in München, so sollten fortan auch in Cannstatt Pferde, Rinder, Schafe und Schweine einer Jury vorgeführt und von ihr prämiert werden. Als Höhepunkt der Veranstaltung aber waren Pferderennen vorgesehen, die der württembergischen Pferdezucht zu neuem Aufschwung verhelfen sollten. In hervorragender Weise sah man in den die Pferdehaltung fördernden Maßnahmen die Interessen von Bauern, Fuhrleuten, Offizieren und Adel in Übereinstimmung gebracht, was im Hinblick auf das Image der Landwirtschaft im Staate nur von Vorteil sein konnte. Tatsächlich bildeten Viehprämierung, Pferderennen und Volksfest die drei Säulen des Cannstatter Landwirtschaftlichen Festes, das seit seiner erstmaligen Abhaltung im Jahre 1818 viele Millionen Menschen aller Berufe und Stände auf dem Wasen zusammengeführt hat. Dabei plädierte bereits im Jahre 1822 der Präsident der Zentralstelle, v. Hartmann, für eine Weiterentwicklung des Fests. Neben der Auszeichnung der Tiere forderte er die Prämierung herausragender Kultivierungsmaßnahmen, von neuartigen Anbaumethoden, verbesserten Düngeverfahren, von Dorfverschönerungen und von Weiterentwicklungen auf dem Gebiete der Agrartechnik. Landwirtschaftli-

che Schriften dagegen sollten unprämiert bleiben. Präsident Hartmann hielt wenig davon, die »weitverbreitete Schreibseligkeit, die mehr Schaden als Nutzen stiftete«, auch noch durch Preise anzustacheln und zu belohnen!

König Wilhelm I. war ein Pferdefreund von hohen Gnaden. Noch während seiner Zeit als Truppenführer hatte er die Bedeutung der Pferde für den Transport schätzen gelernt. Hinzu kam ein ausgeprägtes Gespür für die Ästhetik edler Vierbeiner. Nach den kriegsbedingten massiven Pferdeaushebungen schien ihm in Württemberg gerade auf dem Gebiet der Pferdezucht vieles im argen zu sein. Durch die Gründung der Landgestüttskommission sowie einer landesweiten Neuordnung des Beschälwesens ließ er die Voraussetzungen für den das ganze 19. Jahrhundert über andauernden Aufschwung der württembergischen Pferdehaltung schaffen.

Fügten sich diese Maßnahmen auch wie Mosaiksteine zu einer systematischen Förderung der einheimischen Landwirtschaft zusammen, so fehlte doch noch das Grundlegende, das die Einzelmaßnahmen erst zur Wirksamkeit kommen läßt: Die Befreiung der Bauern von den jahrhundertalten feudalen Lasten. Wilhelm und seine Berater erkannten dies rasch und erließen am 18. November 1817 zwei Edikte, mit denen zum einen ab 1. Januar 1818 die Leibeigenschaft im ganzen Königreich Württemberg aufgehoben wurde. Zum zweiten – und dies war für die erwünschte Selbständigkeit der Bauern kaum weniger wichtig – beschloß man, die bisherigen Erblehen in volles Eigentum der Bauern übergehen zu lassen. Der grundherrliche Adel, und hier insbesondere die Fürsten Hohenlohe und Thurn und Taxis, waren mit der königlichen Maßnahme überhaupt nicht einverstanden. Auf dem Rechtsweg vermochten sie Wilhelms weitsichtiges Bauernbefreiungsprogramm hinauszuzögern, allein auf Dauer aufzuhalten war es doch nicht. Die württembergische Landwirtschaft aber fühlte sich ab sofort freier, sie erblickte im Streit um Ablösezahlungen nun ein Rückzugsgefecht derer, die nicht begreifen wollten, daß das Feudalzeitalter zu Ende gegangen war und eine freiheitlichere Einstellung auch auf dem Lande Einzug gehalten hatte.

Von den beeindruckenden, auf die Reform der württembergischen Landwirtschaft abzielenden Neuerungen der Jahre 1817/18 ist bislang die der Gründung einer Unterrichts- und Versuchsanstalt unerwähnt geblieben. Dies ist kein Zufall oder böser Wille, sondern erklärt sich vielmehr daraus, daß diese Maßnahme mehr als alle anderen langfristig angelegt war. Das »Düngen der Hirne« nahm auch nach damaliger Vorstellung

mehr Zeit in Anspruch als das Bestellen eines Feldes oder die Durchführung eines Festes und war zudem im Ergebnis um einiges unsicherer, zumal die Anfänge der neuen landwirtschaftlichen Bildungseinrichtung wahrlich bescheiden ausfielen. Unerheblich erscheint dabei, welche Person als erster oder erste den Vorschlag zur Bildung einer landwirtschaftlichen Unterrichtsanstalt gegeben hat. Feststeht, daß Wilhelm I. noch als Kronprinz im Jahre 1816 nach Hofwyl zu Fellenberg gereist ist, um sich dort, wie 8 Jahre zuvor sein Vater, über das schweizerische Lehrinstitut eingehend zu informieren. Mag sein, daß ihm niemals bereits die Erkenntnis kam, eine vergleichbare Einrichtung in Württemberg würde der einheimischen Landwirtschaft nützlich sein, zumal er bei seiner Visite in Hofwyl einige aus Württemberg stammende Studenten kennenlernte, darunter seinen späteren Hofkammerverwalter und nachmaligen Direktor von Hohenheim, August Weckherlin. Es kann auch sein, daß Königin Katharina selbst den Anstoß für die Gründung einer Landwirtschaftlichen Unterrichtsanstalt gab, doch können auch königliche Beamte, die man nicht unterschätzen sollte, wie August Hartmann oder Carl v. Varnbühler, die Inauguratoren gewesen sein. Wie im Detail auch immer, wesentlich erscheint, daß die Stimmung im engsten Kreis um das Königspaar im Jahre 1817 einer Akademisierung der Landwirtschaft aufgeschlossen gegenüber stand. Wilhelm, Katharina, der Hofstaat, sie alle hielten es zur Vermeidung von Hungersnöten im Land für sinnvoll, junge Landwirte qualifiziert in die modernsten Erkenntnisse über Ackerbau und Viehzucht einweisen zu lassen. Der Anfang sollte noch 1817 im säkularisierten Kloster Denkendorf gemacht werden, doch entschied man sich mit Bekanntmachung vom 21. August 1818, das seit Jahren leerstehende Schloß Hohenheim zur Heimstatt der neuen Unterrichts- und Versuchsanstalt zu machen.

Es ist nicht der Raum, die Gründungsgeschichte der Universität im einzelnen darzulegen. Einige ausgewählte Aspekte mögen hinreichen, um die herausragende Bedeutung Hohenheims für die württembergische Landwirtschaft des frühen 19. Jahrhunderts zu kennzeichnen. Da ist zu allererst die Person des Gründungsdirektors zu nennen, der der jungen Einrichtung binnen kurzem einen unverwechselbaren Stempel aufdrückte. Johann Nepomuk Hubert von Schwerz, 1759 in Koblenz geboren, war weder Landwirt von Hause aus, noch verfügte er äußerlich über eine einem Landmann zustehende Erscheinung. Als Hauslehrer beim belgischen Grafen Renesse hatte er sich erste Sporen verdient und dabei die Leidenschaft für alle Belange von Gartenbau und Landwirtschaft entdeckt. Als er 40 Jahre alt geworden war, hatte er sein

»Hobby« so perfektioniert, daß sein Arbeitgeber ihn von der eigentlichen Aufgabe der Kindererziehung entband und ihm statt dessen die Leitung seines Schloßgutes übertrug. »Aus einer Liebhaberei war ein Lebensberuf geworden«, schrieb Günther Franz 1968 und man möchte hinzufügen, daß dies so schlecht nicht sein konnte. Reisen, Veröffentlichungen und Aufenthalte bei Fellenberg in Hofwyl rundeten zum einen den landwirtschaftlichen Horizont von Schwerz ab, machten ihn zum anderen aber auch bei fortschrittlich denkenden Landwirten bekannt. So sprach einiges für seine Berufung nach Hohenheim, wo eine hochengagierte, nicht aber unbedingt die nach außen hin belesenste Persönlichkeit zum Aufbau des Instituts benötigt wurde.

Schwerz erfüllte die in ihn gesetzten Hoffnungen von Anfang an. Er pries den Beruf des Landwirts, den er für freier und unabhängiger als den von Kaufleuten und Gelehrten einschätzte. Während letztere »am Schreibtisch ihrer Gesundheit zusetzen und ein sieches Alter erwerben«, kenne der Bauer keinen Zwang. Er sei seiner Handlungen Herr und seine Brust atme freier. Als Mensch kehre er zu seiner ersten, eigentlichen Bestimmung zurück.

Die Bauern und sonstige der Landwirtschaft Nahestehende hörten solche Überlegungen gerne, stärkten sie doch ihr Selbstbewußtsein. Nein, nach Schwerz war die Landwirtschaft kein Gewerbe wie jedes andere auch, er sah in ihr vielmehr eine Art Gottesdienst, die, und da sollte man Schwerz richtig verstehen, finanziell durchaus etwas abwerfen dürfe. Für den gläubigen Katholik Schwerz konnte die rationelle, rein ökonomisch ausgerichtete Landwirtschaft nie das letzte Ziel sein. Er setzte im Umgang mit der dem Menschen anvertrauten Schöpfung auf verantwortliches Handeln, das auch der Kommerzialisierung Grenzen setzt. Der auf Francis Bacon zurückgehende Leitspruch von Schwerz, mit dem er seine Lehrtätigkeit in Hohenheim begann, spiegelt diese Einstellung wider: »Nicht erdichten, nicht klügeln, sondern auffinden muß man, wie die Natur handelt und was sie erträgt«. Von dieser, auch nach 175 Jahren immer noch aktuellen Maxime ließ er sich nicht abbringen. Da, wo andere nach dem Maximum, dem Optimum, dem Minimum suchten, betonte Schwerz die relative Vorzüglichkeit. »Nichts würde unzeitgemäßer und selbstverderblicher sein, als für alle Provinzen nur einen Leisten annehmen zu wollen«, lautete einer seiner Lehrsätze, die seine Schüler bereitwillig übernahmen.

Schwerz stand bei den Hohenheimer Studenten der ersten Stunde in hohem Ansehen. Sie respektierten den alten Herrn und bekannten sich zu seinen Lehren. Dabei hatte der Hohenheimer Betrieb zur



Johann Nepomuk Hubert von Schwerz (1759-1844).

Gründungsdirektor der landwirtschaftlichen Versuchs-, Lehr- und Musteranstalt Hohenheim.



Unterweisung Hohenheimer Studenten auf dem Versuchsfeld. Die Verbindung von Theorie und Praxis spielte in der Ausbildung der württembergischen Landwirte immer eine große Rolle.

Holzschritt von J. Schnorr, 1863.



Auszug der Ackerbauschüler aus dem Osthof des Hohenheimer Schlosses.
Holzschnitt von J. Schnorr, 1863.

Zeit Schwerzens nichts mit der heutigen Massenuniversität gemein. In den zehn Jahren seiner Hohenheimer Tätigkeit waren insgesamt gerade 135 Studenten eingeschrieben, darunter 79 Württemberger, 51 sonstige Deutsche und 5 Ausländer (3 davon waren übrigens Schweizer Bürger). In der Masse lag also nicht das Geheimnis des Hohenheimer Erfolgs begründet, eher in der Klasse! Und zwar Klasse in der internatsmäßig gebotenen Lehre, die unverwechselbar in Deutschland war, Klasse in der Entwicklung der Hohenheimer Fruchtfolge, die fruchtbaren Boden auch ohne übermäßigen Düngereinsatz garantierte, Klasse im Aufbau der Hohenheimer Ackergerätefabrik, der ältesten Ackergerätefabrik Deutschlands, Klasse in der Zusammenstellung eines Kollegiums, das sich in Forschung und Lehre sinnvoll ergänzte und nicht neutralisierte.

Faßt man diese Gründe zusammen, dann wird verständlich, warum es mit überschaubarem Aufwand binnen weniger Jahre gelang, ein beachtliches Renommee zu erwerben. Dies und nichts anderes veranlaßte in großer Anzahl Multiplikatoren aus Verwaltung, Wirtschafts- und Geistesleben nach Hohenheim zu reisen und sich vor Ort eingehend über das Hohenheimer Institut und seine Methoden zu informieren. Erhalten gebliebene Gästebücher nennen die Namen, die von A wie Graf Adrassy über M wie Moritz Mohl bis U wie Ludwig Uhland reichen. Auch Gustav Schwab und Nikolaus Niembach von Strehlenau, besser bekannt als Lennau, machten Hohenheim ihre Aufwartung. An vielen Tagen war die Zahl der Gäste größer als die der eingeschriebenen Studenten, was Schwerz wohl stöhnen ließ, ihn aber nicht von der besucherfreundlichen Grundhaltung abbrachte. Im Gegenteil, ihm blieb jeder Besucher wichtig, vertraute er doch auf die Mund-zu-Mund-Propaganda, der Hohenheim gerade in seiner Anfangszeit viel zu verdanken hat.



Mürztaler Zuchtstier aus der Steiermark vor der königlichen Domäne Monrepos.
Lithographie von G. Küstner, 1827.

Sicher, und das kann und soll nicht verschwiegen werden, stand Hohenheim in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts auch in der Kritik. Dem württembergischen Landtag beispielsweise lag der Institutsetat zu hoch, auch herrschte Uneinigkeit hinsichtlich der Akademisierung des Lehr- und Versuchsbetriebs. Fürsprecher Tübingens wurden aktiv und äußerten Bedenken hinsichtlich einer möglichen Konkurrenz. Doch ist dies ungewöhnlich? Nein! Schwerz aber war nicht der Mann, der vor solchen Einwänden zurückwich. Mit hohem persönlichen Einsatz machte er unmißverständlich klar, daß »Hohenheim eine der allernotwendigsten und zweckmäßigsten Bildungsanstalten sei, um Württemberg auf den rechten Weg der Zivilisation zu lenken«. Damit aber

war 1828 der Fortbestand Hohenheims gesichert und die Grundlage für die erfolgreiche Weiterentwicklung des Instituts zur Akademie und schließlich zur Hochschule und Universität gelegt.

Für die Aufklärung der Landwirte wichtig sind aber nicht nur Versuche, mündliche Unterweisungen, Vorträge und Seminare. Große Bedeutung kommt auch der regelmäßig erscheinenden schriftlichen Information zu, die den Vorteil besitzt, daß sie in Muße zu Hause studiert und nach der Lektüre aufgehoben werden kann, um immer dann erneut bemüht zu werden, wenn man sie benötigt. In Württemberg hatte man dies bereits frühzeitig erkannt und startete von der Zentralstelle für Landwirtschaft aus ab 1822 die Herausgabe eines Correspondenzblattes. Seine Aufsätze blieben allerdings zu akademisch und erreichten kaum Breitenwirkung. Zwölf Jahre später, 1834, zog man dann die Konsequenz daraus, indem in der Cotta'schen Verlagsanstalt ein »Wochenblatt für Land- und Hauswirtschaft, Gewerbe und Handel« gestartet wurde, das nicht nur wöchentlich erscheinen, sondern in allgemeinverständlicher, populärer Sprache verfaßt werden sollte. Adressaten waren, so der verantwortliche Redakteur, im einleitenden Grußwort »die Freunde des Pfluges und der Menschheit«, »die Hohenheimer Zöglinge und alle sonst ernsthaft an der Landwirtschaft Interessierten«.

Leicht wurde dem Wochenblatt der Erfolg nicht gemacht. Ganze 1220 Käufer erwarben die Hefte des ersten Jahrgangs, doch zeigte sich bald, daß Wochenblatt-Leser besser Bescheid wußten als andere. So bahnte sich das Wochenblatt nach und nach doch seinen Weg hinaus auf die Höfe, bis es während seiner besten Zeit an die 145 000 Abonnenten zählte. Garant für den Erfolg des Wochenblatts aber war vor allem Dr. Friedrich Phytogoras Riecke, der die Zeitschrift eindrucksvolle 34 Jahre lang bis 1868 als Schriftleiter betreute. Riecke lehrte im Hauptberuf in Hohenheim Mathematik und Physik, vergaß darüber aber nie, daß die Bauern neben der exakten Wissensvermittlung immer auch etwas für ihre Seele benötigen. Das Wochenblatt trug beiden Seiten in seiner Berichterstattung Rechnung, informierte – um ein Beispiel zu benennen – über Versuche mit dem Schwerz'schen Pflug ebenso wie über die altbewährten Bauernweisheiten. Auch für das Auge der Leser bot Riecke etwas, ließ er doch immer wieder einzelnen Heften informative Lithographien beigegeben. Vor allem aber hielt er seine Hohenheimer Kollegen an, ihre Fachbeiträge in einer verständlichen Sprache abzufassen. Ihm gelang dies so gut, daß das Wochenblatt bis weit in das 19. Jahrhundert hinein im Lande als »Hohenheimer Wochenblatt« bezeichnet wurde.

Um das bunte Bild der Innovationen abzurunden, die die württembergische Landwirtschaft im frühen 19. Jahrhundert nach vorne brachten, muß in aller Kürze noch auf einige weitere Gründungen eingegangen werden, die in besonderer Weise Beispielcharakter für die südwestdeutsche Landwirtschaft erlangten. Immer wieder stand König Wilhelm I. dahinter, der 1841, im Jahr seines 25jährigen Regierungsjubiläums, zu Recht vom Volk den Ehrentitel »König unter den Landwirten« oder »königlicher Landwirt« verliehen bekam. Es handelt sich um die Schaffung von Musterbetrieben im ganzen Land, die von qualifizierten Verwaltern, später auch von ausgesuchten Pächtern betreut wurden.

Von den im Bannkreis Stuttgarts gelegenen Betrieben seien nur die Besitzungen Weil bei Esslingen, Scharnhausen, Kleinhohenheim, Rosenstein, Monrepos, Favorite und Achalm erwähnt, auf denen, intensiv wie sonst wie kaum in Deutschland, Nutztiere der unterschiedlichsten Art gezüchtet wurden. Im einzelnen ging es um Pferde-, Rinder-, Schaf-, Ziegen- und Schweinezucht, in denen zusammen Wilhelm die »Hauptstütze des landwirtschaftlichen Wohls« sah. Aus der Privatschatulle des Königs finanziert, wurden für diese Vorhaben über mehr als ein Jahrzehnt hinweg Tiere der verschiedenen Rassen von der Cashmere-Ziege bis zum Zebu-Rind importiert und nach wissenschaftlichen, wenn auch vormendelianischen Methoden gekreuzt. Über alles führten Fachleute gewissenhaft Buch und züchteten unter anderem das Rosensteiner Vieh, eine in besonderer Weise auf die Belange der württembergischen Landwirtschaft zugeschnittene Rinderrasse.

Auch weiter draußen im Lande setzte der König auf die Errichtung von Musterbetrieben. Zu ihnen gehörte die 1835 in königlichen Besitz gelangte Domäne Niederreuthin bei Bondorf, die nun, wie Mitte 1993 gemeldet wurde, aufgelöst und in einen Golfplatz überführt werden soll. Sie teilt dann das Schicksal der einstigen königlichen Domänen Monrepos und Schaichhof, die beide erst vor wenigen Jahren aus der landwirtschaftlichen Produktion herausgenommen wurden.

Damit aber schließt sich der Kreis. Nahezu alles, was in den ersten vier Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in großer Weitsicht für die württembergische Landwirtschaft geschaffen wurde, hatte langen, zumeist bis an die Gegenwart heranreichenden Bestand. Nicht, daß die seinerzeit entwickelten Institutionen und Instrumente statisch gewesen sind, nein, sie zeichneten sich durch hohe Flexibilität aus. So wurde das Cannstatter Landwirtschaftsfest noch im 19. Jahrhundert um sogenannte Partikularfeste ergänzt, auch

erfuhr das System der Prämierungen eine sinnvolle Fortschreibung. Aus der landwirtschaftlichen Zentralstelle konnte sich das Landwirtschaftsministerium entwickeln und daß sich die Universität Hohenheim im Laufe ihrer 175jährigen Geschichte fortwährend verändert hat, erfährt man schon beim ersten Gang über den Hochschulcampus.

Auch an der Landwirtschaft selbst ist die Zeit nicht spurlos vorübergegangen. Die Zahl der Betriebe hat drastisch abgenommen, während die Fläche je Betrieb angewachsen ist. Aus handtuchgroßen Feldern sind vorzeigbare Äcker geworden, die, mit Maschinen bestellt, gewaltig höhere Hektarerträge erbringen. Man hat also in gutem Sinne aus der Hungersnot von 1816/17 gelernt und viele sinnvolle Konsequenzen gezogen. Man konnte trotz ungünstiger Voraussetzungen zu einer Art Vorbild werden, das nicht nur 1842, als die 6. Versammlung deutscher Land- und Forstwirte in Stuttgart tagte, mit allgemeiner Anerkennung zur Kenntnis genommen wurde.

Die Rückschau auf für die württembergische Landwirtschaft überaus ereignisreiche Jahrzehnte soll ein Zweizeiler beschließen, der sich in einer landwirtschaftlichen Zeitschrift des Jahres 1839 befindet. Er bringt etliches von dem zum Ausdruck, was zuvor ausführlich dargelegt wurde. Der Zweizeiler lautet:
»Respekt ihr Herren dem Ackerpflug, dem Schöpfer goldner Ähren.
Es lebe Schwerz! Nur haltet klug auch seinen Pflug in Ehren!«

Literatur (Auswahl):

Christoph Beorcherdt u.a. (Hg.): *Die Landwirtschaft in Baden und Württemberg. Veränderungen von Anbau, Viehhaltung und landwirtschaftlichen Betriebsgrößen 1850-1980* (= Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württemberg Bd. 12) Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1985.

Alfred Dehlinger: *Württembergs Staatswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung bis heute. Bd. 1.* Stuttgart 1951.

Günther Franz: *Johann Nepomuk Hubert Schwerz. Gedächtnisrede anlässlich der 200. Wiederkehr seines Geburtstages bei der Jahresfeier der Landwirtschaftlichen Hochschule am 20. November 1959* (= Landw. Hochschule Hohenheim. Reden und Abhandlungen Nr. 10) Stuttgart 1960.

Günther Franz (Hg.): *Universität Hohenheim. Landwirtschaftliche Hochschule 1818-1968.* Stuttgart 1968.

Paul Gehrung: *Das Wirtschaftsleben in Württemberg unter König Wilhelm I. (1816-1864).* In: *Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte*, 9. Jg. (1949/50), S. 196-257.

Wilhelm Kohlhas: *Das war Württemberg. Bilder und Begebenheiten aus der württembergischen Geschichte.* Stuttgart 1978.

Robert Kreidler: *Die staatliche Förderung der Landwirtschaft im Königreich Württemberg.* Diss. Hohenheim 1971.

Heinrich Mehl: *Das ländliche Hohenlohe im Zeitalter Napoleons. Beiträge zu Landwirtschaft, Bauen und Wohnen zwischen 1780 und 1830.* In: *Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons. Ausstellungskatalog*, hrsg.v. Württembergischen Landesmuseum Stuttgart. Bd. 2; Aufsätze. Stuttgart 1987, S. 697-715.

C. A. Schnerring: *Die Teuerungs- und Hungerjahre 1816 und 1817 in Württemberg.* In: *Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde*, 1916, S. 45-78.

Ulrich Thomas: *Die landwirtschaftlichen Prämierungen in Württemberg im 19. Jahrhundert* (=Arbeiten der Landw. Hochschule Hohenheim Bd. 36) Stuttgart 1966.